

Das Glück in der Stille

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **228 (1949)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Glück in der Stille

Von Alfred Huggenberger

Der Mai ist müde geworden, er trägt schon den Sommer im Gemüt. Die große Blustzeit ist schnell wie ein Märchen vorübergegangen. Nur der Brachapfelbaum auf dem Heimenacker hat sich wie jedes Jahr verspätet; er träumt nun als der einzige Blütenbaum im Gelände ganz zeitlos in den Halbsommer hinein und schämt sich fast seiner Rückständigkeit. Ach, er hat dem herrischen, oft gewalttätigen Tun des Frühlings nicht getraut, er hat gezaudert und gezaudert, bis alles um ihn, auch der letzte, älteste Knorren, in Blust und Prächten stand. Der Baum sieht jetzt aus, als hätte er eine Nacht im roten Blumenregen gestanden.

Auf dem Acker sind zwei Leuten mit Kartoffelhacken beschäftigt. Es ist der jüngere Kehlhoferohn Ferdi Steinruck und seine Frau. Seit zwei Monaten sind sie miteinander verheiratet. Nachbarskinder. Er hat seine Augen nicht so weit herumgeworfen wie sein Bruder Jakob, dessen Unternehmungslust den ledigen Töchtern wohlhabender Väter gegenüber keine Grenzen kennt, und der fast jeden Sonntag nach einer guten Partie auf der Fahrt ist. Nein, Ferdi Steinruck ist von beständigem Wesen. Als er in seinem jungen, einfältigen Leben etwas von Liebe und Vern haben zu ahnen begann, da saß Rose Zurbuchen vor ihm in der Schulbank. Fast von heute auf morgen fand er, daß es sehr kurzweilig sei, sie zu betrachten, wenn sie nach den Bänken der Abschlüssen hinübersah, um sich an deren drolligen und oft trägen Antworten zu ergötzen, wobei sie ihre Aufsätze oft nur auf drei, vier Zeilen brachte und darum vom Lehrer manchen Küffel zu hören bekam. Dann weinte sie jedesmal schon bei den ersten Worten, und Ferdi dachte mit wenig Wohlwollen für den Lehrer bei sich: D - der weiß doch, daß sie nicht gerne Aufsätze macht! Es wird wohl auch etwas sein, wenn ein Mädchen in ihrem Alter schon die wildeste Rebe flink zu säubern und aufzuheften versteht, wo erfahrene Rebefrauen erst dreimal um den Stock herumgehen müssen, eh' sie anfangen können.

Schon damals war für Ferdi Steinruck die wichtigste Zukunftsfrage gelöst: Rose Zurbuchen gab einmal seine Frau. Es wäre ihm ganz sinnlos vorgekommen, irgend eine andere Möglichkeit ins Auge zu fassen. Wozu auch? Sie gefiehl ihm, und es schickte sich alles sehr gut. Sie war einziges Kind; zum andern hielt der Mathis Zurbuchen seine Sachen gut beieinander. Auf dem Kehlhof konnte doch später nicht mehr als einer regieren, da mußte man sich nach einem andern Königreich umsehen. Vorläufig sagte er ihr zwar noch nichts, es hatte ja Zeit. Aber wenn sie sich etwa beim Grünfütterholen oder beim Einführen der Frühkartoffeln zu viel zgetraut hatte, war er bestimmt jedesmal wie hergeschneit in der Nähe und stellte sich in den schweren Schiebfarren; sie konnte bloß nebenhergehen und seine strotzende Kraft bewundern. Ihren Dank lehnte er jeweilen freundlich ab: „Ich tue das auch mir zu Gefallen, nicht bloß dir.“

Als sie auf dem Wege nach Eintbreiten hinauf zur Unterweisung zufällig einmal etwas hinter den andern zurückgeblieben waren, rückte er zum ersten Mal in seiner gelassenen Weise mit seinem Plane aus. Ihre

Antwort war: „Wenn du mir versprichst, nie mit einer andern zu gehen, dann bin ich dabei. Es ist mir recht, daß du jetzt endlich einmal mit dem anfängst. Wir kennen doch einander und wissen, daß so etwas nicht ganz dumm herauskommen kann, wenn es mit dem Vern haben richtig steht.“

Von da an sind sie im stillen einig gewesen. Mit zwanzig Jahren haben sie sich öffentlich verlobt, mit vierundzwanzig geheiratet. Es verschlug nichts, daß dem Bruder des Hochzeiters, dem mädchenfreundlichen Jakob Steinruck, eines schönen Tages ein Lichtlein aufging und er sich an die Stirne schlug: „Muß man mir denn mit einer Stallaterne zünden, wo einem der Schick beinahe auf die Nase fällt? So eine knusperig gewachsene Kammeramsel, dazu mit anwartschaftlichem Vermögen, wird doch wohl eher für m e i n e n Bedarf in diese Welt hineingefest worden sein, als für diesen langnüchternen Jungferblind.“ Die stürmische Werbung des überheblichen Freiers fiel bei der jungen Nachbarin auf sehr ungünstigen Boden, die Rose bereitete ihm eine gründliche Abfuhr: „So, du meinst, ich solle so einem Herumgefahrenen den Gutgenug machen, nachdem er bei den Reichern und Hoffärtigern abgeblüht ist? Deine Hundertzwanzigste soll ich sein? Für so dumm hätt' ich dich doch nicht gehalten! Das andere wird dir dann der Ferdi sagen.“

So ist denn also mit den beiden alles seinen guten, lieben Weg gegangen. Rose hat darauf gehalten, die ledige Zeit so lang als möglich hinauszuziehen. Man könne dann doch später, wenn es vielleicht nicht mehr ganz so schön sei, von diesen Sachen mit einander plaudern. Die Hochzeit hat im Leben der beiden Menschen keine große Umwälzung bedeutet. In Rosens Kammer ist ein zweites Bett gekommen, und die Hauptarbeit auf dem Zurbuchen-Gütlein bewältigt jetzt Ferdi Steinruck. Wie's auf dem Kehlhof geht und ob der Bruder von seinen ungezählten Freiersgängen eine Reiche oder eine Arme, eine Schöne oder eine Häßliche heimbringe, das ist ihm wurst. Der alte Kehlhofer hat alles auf Heller und Rappen geschätzt und errechnet und seinem Jüngern den ihm zukommenden Teil auf den Tisch hin gezahlt. Dessen beständiges Wesen hat bei ihm mehr Beifall gefunden, als des Erstgeborenen Unternehmungslust.

Die zwei vom Schicksal so freundlich bedachten Erdenkinder haben sich jetzt zum Besperbrot hingesezt, just unter den spätblühenden Apfelbaum. Hin und wieder macht ein leiser Windhauch, daß Blütenblätter auf die Köpfe der jungen Frau fallen, auch auf Brot und Käse. Sie lächeln darüber; sie schäkern auch ein wenig zusammen, als hätten sie die große Kunst, einander das Leben süß zu machen, erst gestern erfunden. Ferdi kneift seine junge Bäuerin einmal leicht ins Ohrläppchen. Die kräht „Au!“ als hätte es ihr wirklich weh getan; sie gibt ihm einen leichten Klaps, legt ihm aber dann aus Reue sogleich einen Arm um den Hals und gibt ihm - ja, das tut sie vor dem hellen Sonnentage! - sie gibt ihm einen zeitlich nicht zu schmal abgegrenzten Kuß. Nachher sagt sie ihm leise etwas ins Ohr: „Wenn es ein Bub ist, muß er werden wie du . . .“